

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 173.

Donnerstag, 27. Juli.

1916.

## Die Braut aus Kanada.

(85. Fortsetzung.)

Roman von Hedda von Schmid.

(Nachdruck verboten.)

„Spekulation“, schloß es Fred durch den Sinn, „es war klug von der Operettensängerin, einen Mann zu heiraten, der sie nach kurzer Frist zur reichen Witwe machen würde.“ Doch sofort schämte er sich seines unedlen Verdachts. Wenn Henrika ihre Ansprüche als Haralds Witwe hätte geltend machen wollen, so wäre es ihr doch ein leichtes gewesen, es zu tun. Warum hatte sie der Familie ihres Gatten die heimliche Trauung in England verschwiegen. Ein langames Verstehen kam über Fred. . . . Ein Begreifen dieser stolzen, jungen Frauenseele. . . . Ihren ärgsten Feind hatte Henrika ihn genannt. . . . Wie kam sie dazu! Ja — sie war ihm nicht sympathisch gewesen — aber sie besaß trotzdem keine Veranlassung dazu, ihn ihren Feind zu nennen. Er konnte sich's gut vorstellen, wie sehr eine Henrika dy Santos zu hassen imstande war — er wußte es, wie stark ihr teilsichs Empfinden war, seitdem er sie in der Rolle der Staren gesehen hatte. . . . Aber auch zu lieben verstand dieses junge Weib. . . . Er begriff seinen Bruder nun voll und ganz. . . .

Diese letzte Bitte Haralds hat ihn auf das tiefste erschüttert. . . . Wie ein Testament erscheint ihm dieser Brief, den Harald zwei Tage vor seinem Tode geschrieben hat. Es war Fred rätselhaft, daß er erst jetzt — und auf dem Umwege über das Weltmeer in seine Hände gelangt war. . . .

Er nimmt das Begleitschreiben zur Hand und liest die Unterschrift: „Heino Gellern“. Der Name kommt ihm plötzlich so bekannt vor — richtig, so hieß ja der junge Schauspieler, den er flüchtig bei Grönings kennen gelernt hatte. Haralds Schreiben war ein zusammengefalteter Schein entfallen — Fred breitete ihn vor sich auf dem Tisch aus — nein, es ist kein Zweifel — es ist der Trauschein seines Bruders. . . . Jede Möglichkeit noch zu glauben, daß Harald seine Absicht, Henrika zu heiraten nicht ausgeführt hat, ist hiermit geschwunden. . . . Fred ist noch wie erstarrt über diese Lösung: die Filmprinzessin seine Schwägerin, die Witwe seines Bruders. . . . Er wundert sich halb unbewußt darüber, daß es ihm nicht als etwas Unmögliches, Unerhörtes vorkommt, daß Henrika ebenso wie seine Mutter eine Baronin Strodtmann ist. . . . Dann liest er den aufklärenden Begleitbrief. Er ist aus New York datiert und lautet:

„Sehr geehrter Herr Delarue!

Einliegend übermittle ich Ihnen ein an Sie adressiertes Schreiben, das durch einen seltsamen Zufall in meine Hände gelangt ist. Es befand sich in einem Kofferchen, das Ihrem verstorbenen Herrn Bruder, Herrn von Strodtmann, gehört hat. Durch Umstände, die hier zu erörtern nicht notwendig sind, kam ich in den Besitz von Dokumenten, die einer mir nahestehenden Person gehören und die sich ebenfalls in dem genannten Kofferchen befanden, das in der Nacht, in welcher Ihr Herr Bruder ums Leben kam, aus dem halbzerrümmerten Wagenabteil, wo der Tod ihn im Schlaf überraschte, entwendet worden ist. Der Dieb, der die

im Kofferchen befindlichen Wertgegenstände sich angeeignet, hatte die Dokumente, die er in einer wappengeschmückten Brieftasche vorgefunden, ebenfalls behalten, ohne sich mehr als flüchtig von ihrem Inhalt zu überzeugen. Seinen Worten nach war es seine Absicht gewesen, das gestohlene Gut späterhin den Anverwandten des Barons Strodtmann zuzustellen, ich vermag jedoch dieser Versicherung keinen Glauben zu schenken. Ich habe dem Manne, der einen vollkommenen Eindruck macht, versprochen weder Ihnen gegenüber seinen Namen zu nennen, noch eine Anzeige gegen ihn zu erstatten — es ist ein Schwerverkranker, der bald vor einem höheren Richter stehen wird. Ich erachtete es für meine Pflicht, den an Sie adressierten Brief, sehr verehrter Herr Delarue, mit umgehender Post Ihnen zu übersenden. Genehmigen Sie den Ausdruck vollkommenster Hochachtung

Ihres ergebenen

Heino Gellern,

Mitglied des Wiesinger Ensembles

a. B. New York.

Fragen, auf die er keine Antwort fand, jagten einander in Freds Hirn.

Fred, der Sichere, Selbstbewußte, stand plötzlich ihn erschütternden Tatsachen mit gebundenen Händen gegenüber.

Es war eine Schicksalsfügung, der er sich im ersten Moment des Staunens nicht gewachsen fühlte. Dann gewann er seine gewohnte ruhige Überlegung. Er mußte es so schonend als möglich seiner Mutter mitteilen, daß die Filmprinzessin Henrika dy Santos — Haralds Witwe war.

Fred bangte beim Gedanken daran, in welcher Weise die alte schwergeheunte Frau diese Enttäuung aufnehmen würde? Vielleicht würden ihre Tränen linder fließen, wenn sie Haralds letzten Brief gelesen hatte. . . . Er war ein mit dem Male frühen Todes Gezeichneter gewesen. Möglicherweise hatte ihn sein schnelles Ende vor einem langen, qualvollen Siechtum bewahrt. . . . Gehirnkrämpfe wären voraussichtlich seine Todesursache geworden, ähnlich wie die, an welchen sein Vater, der lebenslustige Baron Strodtmann, gestorben war — noch in der Blüte seiner Jahre stehend.

Fred betrachtete es als ein Glück, daß seine Mutter von Jrmgard Löhnstadt begleitet wurde. Er beschloß mit Jrmgard zu reden, ihr alles über Harald und Henrika mitzuteilen. . . . Er würde dadurch in ihrem Herzen Wunden aufreißen — das verhehlte er sich nicht, aber daran war nichts zu ändern — erfahren würde sie die näheren Umstände ja doch. Sie kannte die seelischen Stimmungen seiner Mutter jetzt besser als er — der Sohn — die Pflege, die sie der Baronin in der ersten, schweren Zeit gewidmet, hatte in Selbstaufopferung begrenzt.

Am ersten Abend nach ihrer Ankunft in Berlin, saß Jrmgard im Erkerzimmer, einem lauschigen Gemach in: Biedermeierstiel, Fred gegenüber. Die Baronin



hatte sich, wie immer so auch heute früh zurückgezogen, Fred hatte Irmgard gebeten, noch ein halbes Stündchen mit ihm zu verplaudern.

Sie war nach dem ersten großen Schmerz ihres Lebens beinahe noch hübscher geworden . . . Ihre Büge hatten die weiche, kindliche Rundung verloren, fein und schmal saß der blonde Kopf auf dem schlanken Hals, ruhig und gesammelt war der Ausdruck ihrer Augen.

Sier in diesem Gemach, dessen Fenster nach dem alten, schattigen Garten hinaus gingen, vernahm man nichts von Straßenlärm. Das elektrische Licht war durch seidene Lampenschirme gedämpft. Unendlich friedlich war hier alles. In diesem Frieden sollte Fred nun wie ein Wurfgeschöß, das Staub aufwirbeln würde im besten Fall, das aber noch tiefer zu treffen imstande war, seine überraschende Mitteilung schleudern.

Fred rauchte, nachdem er von Irmgard hierzu die Erlaubnis eingeholt hatte, eine Zigarette und suchte vergeblich nach einer passenden Einleitung zu dem, was zu sagen er sich vorgenommen, was ihr anzuvertrauen ihm unerlässlich dünkte.

Mühsam schleppte sich das Gespräch hin, da bot Irmgard durch eine Frage eine willkommene Anknüpfung:

„Wie macht sich eigentlich jetzt mein Schützling Fritz Kunstmann, Fred?“

„Ich bin zufrieden mit ihm“, antwortete Fred und warf seine halbverrauchte Zigarette in die Aschenschale, „seine Leistungen sind derart, daß sein Gehalt Weihnachten um die Hälfte erhöht werden soll.“

„O, das freut mich — das will ich seiner Mutter schreiben“, sagte Irmgard warm. „Die gute Frau Kunstmann bangt sich oft nach ihrem einzigen Sohn. Ich besuchte sie kürzlich in Schwartau. Es ist entzückend dort. Frau Kunstmann bewohnt ein altes, kleines Häuschen dicht bei Riesebusch, dem Buchenwald.“

Vor Freds innerem Auge steht plötzlich das Bild, das Harald ihm in seinem Brief geschildert: er und Henrika unter den Buchen im Riesebusch — er sie bittend, sich ihm, dem unheilbar Kranken, für den kurzen Rest seiner Erdenzeit zu schenken . . .

„Irmgard“, sagte Fred hastig, „ich habe eine Bitte an Sie — ich brauche Ihren Rat. Sie als Frau empfinden selbstredend anders als ich dazu imstande bin. Es betrifft nämlich meine Mutter — meinen Bruder und — seine Frau — seine Witwe“, verbesserte er sich und blickte Irmgard gespannt an.

Ihre Brust hob und senkte sich in einem tiefen Atemzug. „Also doch“, sprach sie dann leise, „wie gut das ist, wie gut.“

In ihrer tiefen, warmen Stimme war ein befreites Ausfließen.

Fred wußte vor Überraschung nichts zu erwidern . . . So also nahm Irmgard diese wichtige und seltsame Mitteilung auf? Zeigte kein Erstaunen, sondern eine, wie es schien große Befriedigung darüber, daß Harald vermählt gewesen war?

„Bitte, lesen Sie selber, Irmgard.“

Er zog sein Taschenbuch hervor, entnahm ihm die beiden Briefe und den Trauschein und reichte alles Irmgard hinüber. Dann lehnte er sich in den Biedermeierfessel zurück und begann ihr Mienenspiel zu beobachten. Er kannte sich in Frauennaturen absolut nicht aus. Die einzige Frau, die in seinem Dasein Bedeutung gewonnen hatte, war Thea Gröning gewesen. Irmgard Löhnstadt hatte seinen Bruder geliebt, bewahrte dem Toten — das wußte Fred noch — immer ein heißes, treues Gedenken — und blieb doch so gelassen bei der Nachricht, daß er der heimliche Gatte einer anderen gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

## Kriegsreisezeit in Oberbayern.

Von Paul Bschorlich (Berlin).

Wer in diesem Sommer zur Erholung nach Oberbayern reist, muß sich auf Unständlichkeiten und Scherereien gefaßt machen. Das ist selbstverständlich und liegt in den Verhältnissen begründet. Die ganze Lebensmittelwirtschaft ist besonders für den Touristen, der frei und ungebunden sein möchte, eine große Last, die er selbst droben in den Schutzhütten nicht los wird. Aber sie muß halt getragen werden, denn es geht nun einmal nicht anders. Damit muß sich jeder von vornherein abfinden. Hochtouristen mache ich ganz besonders darauf aufmerksam, daß sie nicht etwa in dem holden Wald zu trügeln anfangen, droben, über 2000 Meter und so, gebe es wohl keine „Regelung“, oder dort komme es wohl so genau nicht darauf an. Die bayerische Regierung ist mit ihren Maßnahmen bis hinauf in die Wolken gestiegen, sie hat die höchsten Berggipfel erklimmt, und wer in einer Hütte Fleisch essen will, bekommt es unter keinen Umständen, wenn er nicht zuvor den betreffenden Abschnitt seiner Lebensmittelliste abgeliefert hat, der auf 120 Gramm lautet. Also, ihr, die ihr aufsteigt, laßt alle Hoffnung fahren!

Daß man sich Zucker und Seife mitnimmt, ist dringend anzuraten. Auch Ragguwürfel lassen sich leicht befördern und immer verwerten. Bis zu einem gewissen Grade kann man sich noch in München für die Weiterreise verpflegen, aber es könnte, besonders jetzt im Juli, der Fall eintreten, daß auch dort manches ausgeht. Im übrigen zahlt man dort nicht weniger als daheim.

Wichtig ist ferner die Frage der Lebensmittellisten. Natürlich läßt sich jeder zu Hause amtlich bescheinigen, daß er kein Brot, keine Butter, kein Fleisch und, was sonst noch in Frage kommen mag, mehr bezieht. Diese Bescheinigung ist die Vorbedingung zu allem, was man in Bayern haben will. Leider aber erweist sie sich praktisch oft nur als ein Stück Papier. Und damit komme ich auf ein weniger erfreuliches Kapitel.

Auf Grund seiner Abmeldung wird jedermann in Bayern Brot- und Fleischmarken bekommen. Auf Butter und Eier darf er durchaus nicht rechnen, denn zunächst muß die einheimische Bevölkerung befriedigt werden und bei der großen Knappheit bleibt für die Fremden wenig übrig. Wer nun einige Zeit an einem Ort ansässig ist, für den wideln sich die Dinge ganz glatt ab. Ein Tourist aber wandert. Er ist heute hier, morgen dort. Er hält sich nur vorübergehend an einem Ort auf. Und da beginnen die Schwierigkeiten, die Mißverständnisse, die Reibungen und Auseinandersetzungen. Hier ist nämlich vieles unklar und willkürlich. Ein Gastwirt sagte mir rund heraus, er studiere die Bestimmungen schon seit vier Wochen, aber er finde sich nicht durch. An verschiedenen Orten wird der Fremde, der „Passant“, wie er in Oberbayern genannt wird, ganz verschieden behandelt. Am Chiemsee z. B. erklärte mir ein Gastwirt, als „Passant“ brauche ich, sofern ich Preuße sei, weder eine Fleisch- noch eine Brotkarte, am Starnberger See weigerte sich einer, mir ohne den Abschnitt einer Brotkarte auch nur ein Brötchen zum Morgenkaffee zu verabreichen.

Nun gibt es in Bayern sogenannte Landesmarken. Damit reist es sich sehr bequem. Aber nur für Bayern. Und so weit ich aus den widersprechenden Mitteilungen entnehmen konnte, auch für Sachsen und Württemberg, denn auch ihnen wird sie verabsolgt. Die Preußen gelten in Bayern als „Ausländer“ (diesen Ausdruck hörte ich wiederholt) und bekommen diese Landesmarken gar nicht. Die heimatische Abmeldung aber kann mir als Tourist gar nichts nützen. Wenn ich sie vorzeige, bekomme ich darauf weder ein Stück Fleisch noch ein Stück Brot. Ich könnte dem Wirt ebenso gut einen Tramfahrerschein hinhalten. Auf einem Bezirksamt (in Traunstein) wurde mir gesagt: „Der Gastwirt, bei dem Sie übernachten, ist verpflichtet, Sie für den betreffenden Tag zu verpflegen.“ Das leuchtet ein. Zumal wenn man hört, daß er gegen eine Bescheinigung meinerseits das, was ich an Brot und Fleisch verzehre, von der Gemeinde ersetzt bekommt. Aber praktisch tritt doch bei einem echten Touristen täglich der Fall ein, daß er den Gasthof, in dem er übernachtet, am Morgen wieder verläßt. Kommt er nun in einen anderen Ort, so beginnt die Schererei von neuem. Zwar kann er sich eine sogenannte Tageskarte (man sieht, an Abwechslung fehlt es nicht) ausstellen lassen; die würde dann für den betreffenden Tag gelten. Aber ich muß bekennen: in keinem einzigen Fall



Unser Wissen ist Vermutung und unser Tun ist Streben.



Konnte ich sie bekommen. Entweder war der Wirt gerade ausgegangen oder der Gemeindevorsteher, der die Karten in Verwahrung hat, war über Land, oder die Karten waren selber ausgegangen. Kurzum: es klappte nie. Besonders lehrreich war der Fall in Marquartstein, nicht weit vom Chiemsee. Die Wirtin, ein besonders grobes Frauenzimmer, wollte nur gegen Landesmarken etwas verabreichen. Es war umsonst, daß ich ihr klar machte, als Preuze bekomme ich keine bayerischen Landesmarken. Sie verwies mich an den Gemeindevorsteher. Der wohnte eine gute halbe Stunde entfernt. Ich besuchte ihn, obwohl vom Marsch ermüdet, noch abends gegen 10 Uhr. Der verwies mich an die Wirtin: sie sei verpflichtet, mich als „Passanten“ mit Brot und Fleisch zu versehen. Die Tageskarten habe der Lehrer in Verwahrung, nicht er. Der Lehrer aber wohnte fast eine Stunde entfernt in Grassau und war nur am frühen Morgen vor Schulbeginn, also vor 7 Uhr, zu sprechen. Ich hätte also wegen einer Tageskarte schon am frühen Morgen einen zweistündigen Marsch machen müssen. Und wer weiß, was der Lehrer in Grassau zu antworten gehabt haben würde! Das heißt also einfach den Touristen aus Bayern hinaus ekeln. Ich fürchte, einen solchen Fall wird jeder erzählen können, der heute als Tourist in Bayern wandert.

Viel kommt bei so unerquicklichen (aber, ich gebe es gern zu), nicht immer vermeidlichen Zuständen auf die Personen an. Die grobe Wirtin in Marquartstein hatte gleich den „Sau-preußen“ bei der Hand. Im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß gerade in Bayern ein freundlicher, entgegenkommender Ton über manches hinweghilft. Auch erhält man hier und da einen guten Rat, wie man es praktisch anzufangen hat. Kurzum: man weiß sich gegenseitig einzurichten, und das ist viel wert. Eine Regelung der Ernährungsfrage mit besonderer Berücksichtigung des nichtbayerischen Touristen seitens der bayerischen Regierung steht indessen noch immer aus, und das sollte man eigentlich doch nicht für möglich halten angesichts der Tatsache, daß gerade die Touristen den Hauptbestandteil des bayerischen Reisepublikums bilden. Würde die Berliner Zentrale die Überweisung der angeforderten Lebensmittel für die zuwandernden Fremden rechtzeitig in die Wege geleitet haben, so würde wohl der Verabreichung von bayerischen Landesmarken auch an die Preußen nichts im Wege gestanden haben. So aber kann man es Bayern nicht gut zumuten. Die Frage richtet sich also auch hier wieder nach Berlin.

Die Umständlichkeiten der Anmeldung und Abmeldung an dem Ort, an dem man sich aufzuhalten gedenkt, muß man natürlich mit in den Kauf nehmen. Leider wird das Publikum aber vielfach ganz ungenügend bedient. In Verches gab es z. B. besorgen ein vierzehnjähriger Junge und ein Greis die Kartenausgabe. Der Junge macht seine Sache recht gut; er ist wohl der jüngste Kommunalbeamte, den wir in Deutschland haben. Der alte Mann aber, der ihn unterstützen soll, dürfte sicher die ungeeignetste Person im ganzen Städtchen sein, wenigstens nehme ich das zur Ehre der Verchesgarden an. Es ist unverständlich, wie die Verwaltung einer Stadt, die sich doch sonst auf ihre Fremden so viel zugute tut, so wenig Rücksicht auf sie nimmt.

Ist auch das lange Stehen und Warten, insbesondere für Damen, sehr peinlich und in den meisten Fällen bei genügender Organisation und gutem Willen durchaus vermeidlich, so kommt man schließlich doch zu seinem Recht. Dafür sorgt das Gesetz. Den Gastwirten jedoch ist man vielfach auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Unter ihnen gibt es eine ganze Anzahl, die den Kriegswucherern um nicht viel nachstehen. Sie sagen sich: heute ist Krieg, da geht so vieles drunter und drüber, wer will und kann im einzelnen nachprüfen, ob ein Preisausschlag gerechtfertigt ist oder nicht, ich schiebe es einfach auf den Krieg, es wird schon gehen. Natürlich geht es. Es gibt Leute, die auch 2 M. für eine Tasse Kaffee zahlen, wenn der Wirt so viel fordert. Daß eine Tasse Kaffee, die in Verchesgaben 30 und 35 Pf. kostet, eine Stunde weiter, in Maria-Gern oder in der Ramsau, 50 Pf. wert sein soll, dafür gibt es schlechterdings keinen vernünftigen Grund. Beförderungskosten und dergleichen kommen hier gar nicht in Frage. Es ist ein reiner Willkürpreis. Ebenso willkürlich ist es, wenn an ein und demselben Ort in zwei Speisewirtschaften, die beide auf Touristenbesuch rechnen, der Kaiserschmarren einmal 1,20 M. und dann wieder 1,70 M. kostet oder die Fleischpreise bei gleicher Güte und Menge um 30 bis 50 Pf. auseinanderstreben. Das hat

wieder mit der allgemeinen Teuerung noch mit der Beschaffung irgend etwas zu tun, sondern ist in dem einen Falle nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher und ungerechtfertigter Versuch, sich denbeutel zu füllen. Viele Gastwirte nützen die Unsicherheit des Reisepublikums einfach aus und nehmen es, woher sie's kriegen.

Leider machen die Gütten, soweit ich sehen konnte, keine rühmliche Ausnahme. Wie ja überhaupt der Güttenbetrieb mehr und mehr von seiner so anheimelnden ehemaligen Schlichtheit und Wiederkeit einbüßt und infolge des Massenbesuches von Touristen, die nie im Leben solche waren und sein werden, immer mehr sich zum Hotelbetrieb „entwickelt“. Die schönen Zeiten, da man in einfachen und dennoch völlig ausreichenden Verhältnissen auf den Berggipfeln übernachtet konnte, sind längst dahin. Heut muß alles „komfortabel“ sein. Es könnten Besucher ausbleiben, wenn einmal 1800 Mtr. hoch die Zahnschnecke fehlten oder wenn der Seil ausgegangen wäre. Und nur die wenigsten merken überhaupt mit welchem billigen Plunder sie in Wahrheit vorlieb nehmen. Auf dem Herzogstand am Walchensee sah ich an einer Tafel angeschrieben, daß das Aufbewahren eines Rucksackes für den, der die Spitze besteigen will, 20 Pf. kostet. Vom touristischen Standpunkt aus finde ich eine solche Anschrift geradezu empörend. Wenn ich in einem durchaus nicht billigen Gasthaus wie dem eben genannten zu Mittag gegessen habe und dann ein Stündchen ins Freie gehen möchte, um mir die Aussicht anzusehen, so gehört es sich einfach, daß der sogenannte Hausdiener, oder wer es sein mag, meinen Rucksack in Verwahrung nimmt, bis ich zurückkomme. Ich werde ihm dann freiwillig einen Groschen oder zwei oder eine Zigarre geben. Das ist aber etwas ganz anderes, als wenn für eine Dienstleistung, die ja im Grunde gar keine ist, gleich 20 Pfennig verlangt werden. Was mag so ein Hausdiener im Laufe der Woche wohl an Rekenneinnahmen auf solcher Art haben?

Aber freilich: ich erkenne nicht, daß Leute in den Alpen herumlaufen, die gar nicht verstehen, wie man sich so wegen 20 Pf. entrüsten kann. Sie verstehen nicht einmal die Fragestellung. Sie sind dieselben, die uns die Alpen verteuert und — was noch viel schlimmer ist — stellenweise ungenießbar gemacht haben.

Doch dieses nebenbei. Es ist kein eigentliches Kriegskapitel, sondern eines, dessen Stoff sich auch aus Friedenszeiten bestreiten läßt. Nur wirkt natürlich eines ins andere. Viele der Seppflogenheiten, die heute aufkommen und sich unter Hinweis auf den Kriegszustand durchsetzen, werden im Frieden bleiben, und man wird sie se leicht nicht wieder los werden.

Soll man nun jewonden, der nach Oberbayern gehen will, abraten oder nicht? Im allgemeinen, glaube ich, soll man es nicht. Jedermann muß sich heute in der Lebensmittelfrage einschränken: mag es nun auf Reisen oder zu Hause sein. Jedermann wird sich selber sagen, daß er sich manches wird versagen müssen, und er mag es mit sich und seinem Magen ausmachen, ob er einige Entbehrung auf sich nehmen will. Touristen sind bekanntlich gute Esser; wer den Tag über in der frischen Luft ist, kriegt mehr Appetit mit heim, als wenn er vom Bureau kommt. Ich habe aber noch nicht gehört, daß ein Fremder in Oberbayern buchstäblich verhungert wäre, glaube auch nicht, daß die Unfallsstatistik der Alpen von dieser Seite aus bereichert werden wird, nur daß man seinen Hunger nicht ganz stillen kann, wie man gerne möchte, das wird gewiß öfters vorkommen. Zurückkehrende Touristen, die da erzählen, in Garmisch-Partenkirchen oder in der Ramsau gebe es einfach nichts zu essen, möge man nicht glauben. In der zahlreichen Gasthäusern wird es immer wenigstens etwas geben. Diejenige Sorte von Alpenbesuchern aber, die an allem herumkifelt und an einen bescheidenen bayerischen Gasthof Ansprüche stellt, die sie allenfalls an das Altonaer in Berlin zu richten hätte, diese Leute, die Gottes herrliche Natur unter dem Gesichtspunkt der Veranung penieken, die mögen ruhig wegbleiben. Sie kommen diesmal bestimmt nicht auf ihre Rechnung.

Vor allem aber gilt heuer mehr als je zuvor Jagos Mahnung: Tu Geld in deinenbeutel! Wer in diesem Sommer nach Oberbayern reist, muß, auch wenn er zu reisen versteht, damit rechnen, etwa zwei Drittel mehr als sonst auszugeben. Viele mögen sogar das Doppelte brauchen. Auch soll niemand glauben, daß er in abgelegenen Tälern und



aufserhalb des Fremdenstroms billig leben könne. Das ist ganz ausgeschlossen. Die Feuerung erstreckt sich über das ganze Land und bis in die letzten Dörfer.

Wenn also der Fremdenstrom nach Oberbayern zweifellos in diesem Sommer sehr stark werden wird, so wird eine gewisse Regelung und Verminderung doch immerhin unter diesem Gesichtspunkt eintreten. Im übrigen aber wird man es den Bayern nicht verdenken können, wenn sie in allen Fällen mangelnder Verpflegung Vorwürfe nicht ruhig einstecken, sondern auf Pechin verweisen und auf die dortige Zentralfstelle, die auch in diesem Punkt der Ernährungsfrage versagt hat.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Der Streit um den Trones-Wald. Die Berichterstattung der Engländer und Franzosen über die Kämpfe an der Somme hat zu einer eigenartigen Meinungsverschiedenheit geführt, die trotz zahlreicher langwieriger Ausführungen auf beiden Seiten, trotz der Einholung von Sachverständigenurteilen und der Untersuchungen gelehrter Sprachforscher und Geographen noch nicht geklärt werden konnte. Und zwar handelt es sich diesmal weder um Politik, noch darum, wer von den Alliierten größere Geldentlagen berichtete, sondern um den Namen eines Wäldchens, das in den Kämpfen an der Somme eine nicht unbedeutende Rolle spielt und oft genannt wird. Es ist der Trones-Wald, der an dem englischen Kampfabschnitt liegt und daher auch in den englischen Generalstabberichten erwähnt wird. Nun erklären plötzlich die Franzosen, daß die englische Namensgebung irrig sei, da die Gegend nicht Trones-Wald, sondern Tronos-Wald heiße. Diese an sich nicht besonders einschneidende Frage hätte auch weiter kein Aufsehen hervorgerufen, wenn die Franzosen nicht mit der Behauptung gekommen wären, der Irrtum sei durch falsche Namensgebung in den englischen Generalstabberichten erfolgt. So geht der Streit nicht mehr um Trones oder Baumstumpf (die deutsche Übersetzung von Trones), sondern darum, ob die englischen Generalstabkarten einwandfrei seien oder nicht. Die Engländer behaupten natürlich das Erstere, die Franzosen jedoch das Letztere. Nun ergreift auch die „Daily Mail“ zu dieser verwickelten Frage das Wort, indem sie erklärt: „Das englische Hauptquartier in Frankreich schreibt Trones-Wald, die Franzosen schwören, daß es Tronos-Wald heiße. Tatsächlich ist die letzte Schreibweise auch auf sämtlichen französischen Kriegskarten zu finden. Doch warum sollen gerade unsere Kartenzegner sich geirrt haben? Ebenso leicht ist es möglich, daß die französischen Kartenzegner einen Irrtum begangen haben. Darum müssen wir eine Korrektur ablehnen, so lange uns nicht das Gegenteile einwandfrei bewiesen werden kann.“ Die französische und die englische Heeresleitung scheinen tatsächlich viel freie Zeit übrig zu haben. . . .

D'Annunzio im Fieber. Nach einer für seine Verhältnisse langen Spanne des Schweigens läßt Gabriele D'Annunzio der staunenden Welt der Alliierten endlich wieder eine seiner Reklamemittelungen zukommen. Natürlich haben die französischen Blätter nichts Eiligeres zu tun, als sich mit Pathos und Leidenschaft der neuesten Äußerung des göttlichen Dichter-Kriegers anzunehmen, und das „Echo de Paris“ verkündet mit merkwürdigem Stolz, daß es in der Lage ist, die Worte, die D'Annunzio anlässlich eines Besuches, den er in Venedig von Maurice Barrès erhielt, sprach, aufs genaueste wiederzugeben. „Am Ufer der Kanals“, so erzählt Barrès, „liegt ein kleiner Palast, der den Besuchern der Lagunenstadt unter dem Namen Palazzino Rosso bekannt ist. Das Gebäude liegt am Ende eines schmalen Gartens, dessen Baumwipfel über einer marmornen Einfassung schweben. Es ist poetisch und nur gerecht, daß der große Dichter diesen wunderbaren Ort fand, um hier die durch seine Verwundung verursachten Qualen zu überstehen und sich für neue Texte zu sammeln. D'Annunzio ist bleich, mager, und sein rechtes Auge ist durch eine schwarze Binde verdeckt. Nach wenigen Worten erfahre ich, daß er nach den mehrfachen Untersuchungen durch die Ärzte die Hoffnung verloren hat, jemals die verlorene Sehkraft des Auges in vollem Maße wiederzugewinnen. „Schrecklich war“, ruft er aus, „während drei Monaten im dunklen Zimmer zu verharren,

ohne Bewegung, den Visionen des Fiebers hingegeben.“ Nach herzlichem Gespräch führt er uns in das erste Stockwerk, wo ein venezianisches Künstlerquartett seiner harret, um ihn durch die Biekerstraße der von ihm über alles geliebten älteren und modernen französischen Kammermusik zu erfreuen. Als das Konzert vorüber war, erzählt er von den Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, um das Volk zur Teilnahme am Kriege anzufeuern, von den Qualen der Ungewißheit, von dem endlichen Triumph seiner glühenden Propaganda, und er selbst vergleicht seine Tätigkeit, die das Volk aufrufen ließ, mit den historischen Reden der römischen Tribunen im 13. Jahrhundert. Dann wird er plötzlich ganz Dichter und berichtet mir über seine Arbeiten, die er während des Fiebers im Dunkeln mit hastender, nur vom Geist des Poeten geführter Hand niederschrieb, es sind die Werke seiner schlaflosen Nächte, die Ausflüsse des Fiebers und des Deliriums, die tiefinnersten Ergebnisse seiner Fieberphantasie, die er demnächst in einem sicherlich einzigdastehenden Buche unter dem Titel „Nocturno“ herausgeben wird. „Zum Außerhalt im Dunkeln verurteilt“, erklärt er mir, „mußte ich gefühlsmäßig schreiben, ohne das Geschriebene zugleich erklären zu können, und so sind diese Schriften die Bekenntnisse der Nacht geworden. Wenn dann am Morgen meine Tochter mir das Geschriebene vorliest, bin ich selbst beim Anhören dieser Arbeiten zutiefst ergriffen! . . .“

### Kriegsgebidht.

In Frankreich, in Frankreich  
Da war es einmal schön,  
Da sah man Wief' und Wälder,  
Da sah man Berg und Höhn.  
Da kam die fleißige Berta  
Und schoß einmal hinein;  
Da waren Wief' und Wälder  
Und alles kurz und klein.

In Rußland, in Rußland  
Da war es öb' und leer;  
Jetzt ist es noch viel öber;  
Es ist nicht lange her,  
Da kam die fleißige Berta  
Und tat nur einen Schuß,  
Da liefen sie nach Hause  
Voll Kummer und Verdruß.

In Serbien, in Serbien  
Da gab's viel' steile Höhn,  
Da war'n die steilen Pfade  
Der Berge kaum zu geh'n.  
Da kam die fleißige Berta  
Und schoß in Fels und Höhn,  
Da war's in wenig Tagen  
In Serbien nicht mehr schön.

Und Belgien und Belgien,  
Das wunderschöne Land,  
Fiel in den ersten Wochen  
Schon in die deutsche Hand.  
Auch hier zeigt Fräulein Berta  
Sich fleißig und gewandt  
Und schoß mit vielen Schüssen  
Ganz mörderisch ins Land.

Und England und England  
Mit seiner großen Flott',  
Das trieb mit diesen Bäntern  
Nur grausam seinen Spott.  
Es hat sie überlistet  
Mit seinem schändlichen Geld.  
Da kam die deutsche Flotte  
Und zeigte sich als Held.

Italien, Italien,  
Du wunderschönes Land,  
Du liebst dich betören  
Vom mächtigen Engeland.  
Nach Österreich, nach Österreich  
Da schicktest du dein Heer;  
Da ward ein Teil vernichtet,  
Der and're kommt nachher.

Kurt und Erika Hassenbach,  
Vierzig a. Mh. 9 und 11 Jahre alt.